

Leben machen

Unser Spiel als Schöpfergott

DIRK EVERS

Die Vision vom designten „Leben 2.0“

Der US-amerikanische Genforscher Craig Venter, der durch seine Entschlüsselung des Humangenoms weltweite Bekanntheit und Aufmerksamkeit erlangt hatte, machte im Januar 2008 erneut Schlagzeilen. In einem Artikel vom 25.1. 2008 in der Zeitschrift *Science* gab ein Team um den Nobelpreisträger und Mitarbeiter Venters, Hamilton Smith, bekannt, dass es ein künstliches Bakterien-Genom geschaffen hätte. Schon vorher hatte Venter diesen an seinem Institut vollzogenen Schritt angekündigt und es damit im *Guardian* zu einer seiner Aufsehen erregenden und provozierenden Schlagzeilen gebracht: „Ich erschaffe künstliches Leben, erklärt US-Gen-Pionier“. Sind wir also schon so weit, dass der Mensch mit Hilfe der Wissenschaft sich selbst zum Schöpfer des Lebens aufschwingen kann? Nun, Craig Venter selbst hat die Schlagzeile des *Guardian* als voreilig bezeichnet. Man werde sich melden, wenn „es“ denn soweit sein werde.

Anhand der Initiativen von Craig Venter können wir uns Gedanken darüber machen, wie es denn um die Fähigkeiten des menschlichen Machens in Bezug auf die Schöpfung bestellt ist. Was hat sich Craig Venter eigentlich vorgenommen und mit welchen Mitteln sucht er es zu verwirklichen?

Zunächst: Venter selbst weist darauf hin, dass in seinem Projekt kein Leben direkt aus unbelebter Materie geschaffen, sondern vorhandenes lebendes Material verändert und nach bestimmten Gesichtspunkten modifiziert wurde. Schon in den 1990-er Jahren hatte Venter das Genom des Bakteriums *Mycoplasma genitalium*, eines sehr kleinen Bakteriums mit nur 582.970 Basenpaaren auf 485 Genen, das eine Entzündung der Harnröhre verursacht, vollständig sequenziert. Dieses so sequenzierte Genom hat er dann im Rahmen seines „minimal genome project“ noch einmal gründlich analysiert und auf die 381 Gene reduziert, die nach seiner Auffassung für das Überleben des Bakteriums essentiell sind. Das Ergebnis nannte Venter „*Mycoplasma laboratorium*“ und ließ es sich 2007 in den USA unter der Nummer 2007022826 patentieren. Seine Idee ist es, ein solches Minimalgenom als eine Art Betriebssystem für ein künstliches Bakterium zu nutzen, dem weitere künstliche Funktionen hinzugefügt werden können, um sodann Bakterien herzustellen, die als speziell für bestimmte Aufgaben entworfene

Biomachines dienen können. Bisher existiert dieses Minimalgenom nur auf dem Papier, und es ist fraglich, ob es in dieser Form wirklich lebensfähig wäre.

Doch ein künstlich erzeugtes Genom allein ist ohnehin wertlos. Es braucht eine Zelle, in die es eingebracht werden kann und die seine Information in entsprechende Lebensprozesse umsetzt. Deshalb arbeitete parallel Venter schon erwähnter Kollege und Mitarbeiter Smith an einem Verfahren, wie ein komplettes Genom in eine fremde Wirtszelle eingebracht und dort aktiv gemacht werden kann. Diesen Schritt vollzog die Venter-Gruppe im Juli 2007. Smith konnte kein künstliches, aber das komplette Genom eines anderen Mycobakteriums, *Mycoplasma capricolum*, isolieren, in die Zelle eines davon verschiedenen Bakteriums, *Mycoplasma mycoides*, einbringen und diese Zelle dann dazu veranlassen, das eingebrachte Genom zu aktivieren, oder, wie Venter dies in Analogie zur Computer-Welt beschrieb, das Genom in der fremden Zelle zu „booten“.

Was der Venter-Gruppe im Januar 2008 gelang und für die vorgestellten Schlagzeilen gesorgt hatte, war nun, dass die Forscher das vollständige Genom von *Mycoplasma genitalium* mit all seinen 582.970 Basenpaaren in einem neu entwickelten Verfahren in voller Länge künstlich herstellten und vervielfachten. Mit der Transplantation eines Genoms in eine fremde Zelle im Juli 2007 und mit der künstlichen Synthetisierung eines vollständigen Genoms im Januar 2008 habe man nun, so Venter, zwei von drei Schritten hin zur künstlichen Erzeugung von Leben erfolgreich gemeistert. Der nächste Schritt müsse nun sein, ein vollständig künstlich erzeugtes Genom in eine lebende Zelle einzubringen und zu aktivieren.¹ Der *Presse* in Wien teilte Venter mit: „Das ist der nächste Schritt, und wir wissen nicht, wie bald wir ihn tun können. Aber wir arbeiten daran.“²

Alle diese Bemühungen sind Teil eines strategischen Plans, mit dem Venter durch selbst entworfene und künstlich hergestellte lebende Biomachines grundlegende Probleme der Menschheit lösen möchte. So spricht er oft und gerne darüber, wie seine künstlichen Organismen einst aus Zucker und Sonnenlicht Erdöl, Nahrungsmittel und medizinische Substanzen erzeugen werden. Das künstliche Leben, die beliebig erweiterbare, universelle Biomachine, so das Venter-Institut auf seiner Homepage, wird die petrochemische Industrie überflüssig machen, den CO₂-Überschuss der Atmosphäre abbauen können und neue, ansonsten nicht herstellbare Pharmazeutika produzieren.³

Mit solchen Visionen ist Venter nicht allein. An vielen Forschungsstätten und Laboratorien wird an Verfahren einer synthetischen Biogenetik gearbeitet,

¹ „to transplant a fully synthetic bacterial chromosome into a living organism and ‚boot up‘ the cell“ („Venter Institute Scientists Create First Synthetic Bacterial Genome“, in: <http://www.jcvi.org/cms/research/projects/synthetic-bacterial-genome/press-release> [abgerufen am 04.04.2008])

² Jürgen Langenbach, *Leben?* „Wir arbeiten daran.“ Mit der Synthese eines Bakterien-Genoms ist Craig Venter seinem Ziel sehr nahegekommen, in: *Die Presse* Nr. 17988 (25.1.2008) 33.

³ Vgl. „Synthetic Genomics – Options for Governance. Overview“, in: <http://www.jcvi.org/cms/research/projects/syngen-options/overview/> [abgerufen am 04.04.2008].

ein Projekt, das manche schon als „Leben 2.0“ bezeichnet haben. Während der genetische Code von immer mehr im Laufe der natürlichen Evolution entstandenen Lebewesen (dann auch als „Leben 1.0“ bezeichnet) entziffert wird, schicken sich die Forscher an, aus der Analyse dieses Materials die Funktionsweise der Gene kennen zu lernen, um dann selbst neue Lebensformen designen und herstellen zu können: das verbesserte Leben in der Version 2.0. Und wenn das Bemühen Venters und anderer sein Ziel erreichen sollte, eine Art Minimallebewesen zu kreieren, dem dann immer weitere Funktionen implementiert werden könnten, dann wäre, wie der kanadische Bioethiker Pat Mooney schreibt, „ein Unterbau geschaffen, auf dem man fast alles aufsetzen kann“⁴. Damit, um noch einmal Venter zu zitieren, wäre „ein sehr wichtiger philosophischer Schritt in der Geschichte unserer Art“⁵ erreicht, denn dann könnte eine ganz neue, vom Menschen entworfene Form von Leben mit einer Fülle von Funktionen geschaffen werden.

Die Parallele zur Sprache der Computerwelt kommt übrigens nicht von ungefähr: „Synthetic genomics combines methods for the chemical synthesis of DNA with computational techniques to design it“, schreibt das Venter-Institute auf seiner Homepage. Die ganze Technik der Synthetischen Genetik ist aufgrund der komplexen zu verarbeitenden Informationsmengen ohnehin nur mit den heutigen Computern zu bewältigen. Zunächst ist das menschliche Genom digitalisiert worden. Jetzt wird es mit Computerhilfe modifiziert, um dann wieder in ein Genom zurückübersetzt zu werden, das dann als neues „Programm“ einer lebenden Zelle dienen kann. Deshalb interessieren sich auch immer mehr Computerwissenschaftler für diese Fragestellungen. Thomas Knight etwa, Forscher am Labor für Künstliche Intelligenz des MIT, beschäftigt sich neuerdings mit dem Entwerfen künstlicher Mikroben und beschreibt die neue Aufgabe als das „zielgerichtete Entwerfen, Modellieren, Konstruieren, Überprüfen und Testen von künstlichen lebenden Systemen“, und er schließt mit zwei seitdem oft zitierten Sätzen: „Der genetische Code ist 3,6 Milliarden Jahre alt. Es ist Zeit, ihn neu zu schreiben.“⁶

⁴ Zitiert nach: „Craig Venter posiert als Schöpfer“, in: Die Presse Nr. 17901 (09.10.2007) 36. Online in: <http://diepresse.com/home/techscience/wissenschaft/335482/index.do?from=simarchiv> [abgerufen am 04.04.2008].

⁵ Zitiert nach Langenbach (wie Anm. 2), 33.

⁶ „[...] oriented to the intentional design, modeling [sic!], construction, debugging and testing of artificial living systems [...] The genetic code is 3.6 billion years old. It's time for a rewrite.“ (Lee Silver, Life 2.0. A new generation of scientific mavericks is not content to merely tinker with life's genetic code. They want to rewrite it from scratch, in: Newsweek Web Exclusive [21.08.2007]. Online in: <http://www.newsweek.com/id/34406> [abgerufen am 04.04.2008])

Der Biotechniker als Schöpfer

Die angeführten Absichten provozieren die Frage, ob sich Venter und andere Biologen an die Stelle Gottes des Schöpfers setzen wollen. So mahnte der Papst 2006 bei einer Kreuzwegmeditation mit einem offensichtlichen Seitenblick auf die Biotechnologie: „Es scheint, als gebe es heute / eine Art Anti-Genesis, / einen Gegen-Entwurf, einen diabolischen Hochmut, / der die Familie abschaffen will. // Der Mensch möchte die Familie neu erfinden, / die Grammatik des Lebens selbst, / von Gott so ersonnen und gewollt, möchte er verändern. // Doch sich an Gottes Stelle zu setzen, ohne Gott zu sein, / ist die dümmste Arroganz, / ist das gefährlichste Abenteuer.“⁷

Nach seinem eigenen Selbstverständnis tritt Craig Venter in keiner Weise an die Stelle des Schöpfers, denn für ihn gibt es keinen. „Wer an einen übernatürlichen Schöpfer glaubt, kann kein guter Wissenschaftler sein“, sagte er wiederholt in Interviews.⁸ Naturwissenschaft untersucht die rein natürlichen Prozesse, die zur Entstehung des Lebens geführt haben. Alles, was wir dabei an Lebensformen vorfinden, erweist sich in der Sicht der Evolutionsbiologie als aus einfachen Anfängen in einem langen und komplexen Prozess unter Einschluss vieler Um- und Irrwege allmählich entstanden. Ein Schöpfer ist dabei nicht auszumachen, jedenfalls keiner, der die Geschöpfe wie ein Biotechniker hergestellt hätte. Das soll nach Venters Auffassung nämlich mit einem Gott gemeint sein: ein Wesen, das auf wunderbare, übernatürliche Weise „die Dinge zusammensetzt“. Das aber würde das ganze Geschehen der Lebensentstehung zu einem „irrationalen magischen Prozess“ machen.⁹

Es ist aufschlussreich, welche Gottesvorstellung Venter hier entwirft. In dieser vermeintlich traditionellen Vorstellung erscheint Gott als Schöpfer in gewisser Weise als die Verkörperung dessen, was zu tun Venter sich selbst anschickt: die Dinge unter Umgehung „natürlicher“ Prozesse zusammensetzen. Damit aber steht so etwas wie ein Gott als der Super-Ingenieur des Lebens nicht am Anfang der Schöpfung, sondern er erscheint gewissermaßen als Möglichkeit erst spät in ihrem Verlauf. Es gibt keinen Gott, dem sich die Welt verdankt, aber die Welt hat den Wissenschaftler hervorgebracht, der nun genau in diese offene Stelle vorstößt. Es gibt keinen Gott, der die Schöpfung hergestellt und zusammengesetzt hat, aber die Schöpfung hat ihrerseits jetzt die Möglichkeit, ja viel-

⁷ http://www.vatican.va/news_services/liturgy/2006/via_crucis/ge/station_07.html [abgerufen am 04.04.2008].

⁸ Hier in: „Der Traum vom künstlichen Leben“. Interview mit Craig Venter, in: <http://www.zeit.de/zeit-wissen/2008/01/Craig-Venter?page=all> [abgerufen am 04.04.2008].

⁹ „Ein Wissenschaftler kann nicht an Gott glauben“. Der umstrittene US-Genforscher Craig Venter, Entschlüsseler des Humangenoms, über die Frage, ob Wissenschaftler Gott spielen dürfen, irrationale Ängste der Europäer vor neuen Technologien, die Sinnfrage und die Zukunft der Menschheit, in: Profil 38/50 (10.12.2007) 100–109, 107. (Online in: <http://www.news.at/profil/index.html?articles/0749/560/191570.shtml> [abgerufen am 04.04.2008])

leicht sogar die Unvermeidlichkeit dazu hervorgebracht, diese Rolle allererst zu besetzen. Die Biotechnologie scheint eine erste Gelegenheit dazu zu bieten, die Rolle des Gottes auszufüllen, dessen Idee die Naturwissenschaften aus der Schöpfung ausgetrieben haben. Oder, wie es James Watson, mit Francis Crick der Mitentdecker der DNS-Struktur und Gründungsdirektor des Human Genome Project, in einer Ansprache vor Mitgliedern des British Parliamentary and Scientific Committee im Mai 2000 ausdrückte: „Wenn wir nicht Gott spielen, wer soll es dann tun? Ich habe es noch nie gesehen, dass Gott in das Leben irgendeines Menschen eingegriffen hätte. Menschen beten zu Gott, um Tragödien abzuwenden. Jetzt aber haben Wissenschaftler angesichts von persönlichen genetischen Tragödien die Fähigkeit, das Ergebnis zu beeinflussen.“¹⁰ Deshalb ist die Frage danach, ob jemand und wer hier mit welcher Kompetenz die Rolle eines solchen Schöpfergottes spielt, immer auch mit der Frage nach Macht, Einfluss und Entscheidungskompetenz verbunden. Wer entscheidet, was möglich ist? Wer entscheidet, was möglich sein soll? Wer stellt Wege und Mittel bereit und prägt damit zugleich auch die Zielvorstellungen, die er bedient? Die Antwort ist auf Seiten Watsons klar: die Wissenschaftler. Wer sonst?

Die Naturwissenschaften waren in der frühen Neuzeit angetreten, durch das Eindringen in die Zusammenhänge der Natur mit Hilfe der forschenden Vernunft die Menschen, wie Descartes schrieb, zu „*maîtres et possesseurs de la nature*“¹¹ zu machen. „Auch das Wissen selbst ist eine Macht“¹², so der erste Technikphilosoph Francis Bacon um 1600, denn mit seiner Hilfe können wir die Lage des Menschen gründlicher erleichtern und verbessern, als dies durch irgendwelche metaphysischen Spekulationen möglich wäre. War aber für Descartes und Bacon auf je unterschiedliche Weise der Schöpfergott eine unhinterfragte Größe, so gilt heute für die durch die Naturwissenschaften nachdrücklich entzauberte Welt, dass deren Gottlosigkeit geradezu danach verlangt, dass diejenigen, die sie entzauberten, nun die Rolle dessen ausfüllen, dessen Vorstellung sie obsolet machten.

So geht es in diesen Auseinandersetzungen weniger wie in der klassischen, naturwissenschaftlich inspirierten Religionskritik um den Nachweis der Nichtexistenz Gottes. Diese ist im Grunde vorausgesetzt. Insofern die Abweisung der Gottesfrage aber zugleich die Vision dessen provoziert, was man sich selbst als Ideal des eigenen technischen Handelns vorstellt, spielt der Hinweis auf die Be-

¹⁰ „If we don't play God, who will? I haven't seen God intervene in anyone's life. People pray to God to prevent tragedies. Right now, in the sense that there are personal genetic tragedies, scientists have the ability to affect the outcome.“ (Zitiert nach Alan Petersen, *Biofantasies: genetics and medicine in the print news media*, in: *Social Science and Medicine* 52 [2001] 1255–1268, 1255)

¹¹ René Descartes, *Discours de la méthode*, Hamburg 1969 (= PhB 261), 100.

¹² „*nam et ipsa scientia potestas est*“ (Francis Bacon, *Meditationes sacrae*, in: *The works of Francis Bacon*. Vol. 7, London 1861, 231–242, 241 [Faksimile-Neudruck Stuttgart 1963])

herrscharkeit und Potenz der biotechnischen Verfahren untergründig die Rolle einer ständigen Begleitmelodie: „If scientists don't play God, who will?“

Was also Craig Venter und andere zu unternehmen sich anschicken, ist im Grunde nichts anderes als die Verwirklichung der Schöpfungsvorstellung, wie sie die Intelligent Design Bewegung amerikanischer Kreationisten propagiert, nun aber nicht in der Absicht, ein vermeintlich christliches Schöpferbild zu retten, sondern um sich selbst zu dem zu machen, für das es in der evolutionär entzauberten Natur kein Äquivalent mehr gibt. Das fundamentalistische Gottesbild, das Gott als den intelligenten Designer, Super-Ingenieur und Konstrukteur der Schöpfung vorführen will, und das Selbstbild des Gentechnikers, der Lebewesen am Reißbrett optimieren, sie für seine Zwecke entwerfen und auf nie gekannte Weise realisieren will (eben „Leben 2.0“), entsprechen sich auf fatale Weise. Und es legt sich der Verdacht nahe, dass beide Vorstellungen demselben Fehler aufsitzen, nämlich Leben als das Produkt einer herstellenden Handlung zu verstehen.

Worin mag die Parallelität dieser ansonsten diametral entgegengesetzt argumentierenden Vorstellungen von Intelligent Design begründet sein? Beide sind jedenfalls Resultat eines technischen Verständnisses von Wirklichkeit, und beide gehen mit entsprechenden Phantasien über die Beherrschbarkeit von Natur und Leben einher. Während in der religiösen Variante alle technische Kompetenz bei Gott liegt und sie verbunden wird mit dem Imperativ der schlechthinnigen Unterwerfung unter den Willen Gottes, will man nicht des Heils verlustig gehen, ist in ihrer säkularisierten Variante die Beherrschbarkeit von Natur und Leben eine Frucht von menschlicher Wissenschaft und Technik und verbunden mit dem Imperativ, diese Möglichkeiten aktiv zu nutzen und zu gestalten, will man anders nicht schuldig werden an dem Heil, das sie den Menschen versprechen.

Kleine Phänomenologie des Lebens

Die Reduktion des Phänomens des Lebens auf ein Produkt eines zielgerichteten Intelligent Design führt in Aporien, sowohl wenn man das Phänomen des Lebens und erst recht, wenn man das Phänomen menschlichen Lebens betrachtet. Gehen wir zunächst auf die Frage ein, ob sich Leben tatsächlich als Produkt technischen Handelns verstehen lässt. Ihre Plausibilität gewinnt diese Auffassung dadurch, dass sich jede Form von vitalistischen Theorien als untauglich zur empirischen Beschreibung lebendiger Systeme erwiesen hat. Es lässt sich keine besondere Lebenskraft identifizieren, die eingeführt werden müsste, um lebende Systeme naturwissenschaftlich analysieren zu können. In naturwissenschaftlicher Perspektive stellt sich zum Beispiel jede Zelle als eine Einheit chemischer Prozesse dar. Sie gehorchen im Prinzip denselben Gesetzen wie chemische Prozesse außerhalb einer Zelle. Zwar sind die Zusammenhänge hoch komplex und untereinander vielfach vernetzt und rückgekoppelt, so dass schon eine einzelne Zelle

nur ansatzweise durch einfache Automatenmodelle rekonstruiert werden kann. Doch die Auffassung legt sich nahe, dass Leben im Grunde nichts anderes sein kann als die Summe der biochemischen Prozesse von bestimmten biologischen Einheiten.

Allerdings ist die Sache so einfach auch wieder nicht. Es stellt sich die Frage, ob die Schlussfolgerung, dass Leben nichts anderes ist als ein funktional zusammenhängendes Agglomerat biochemischer Prozesse, weil die empirische Wissenschaft uns eben nichts anderes zeigt, eher etwas über die Wirklichkeit oder über ein bestimmtes Verständnis von Wissenschaft aussagt. Mir scheint die Behauptung, Leben lasse sich als technisch herstellbares Produkt verstehen, durchaus eine Wahrheit zu enthalten, die *etwas* über unsere Wirklichkeit aussagt, was erst durch die naturwissenschaftliche Perspektive so in den Blick gekommen ist. Doch die Behauptung, Leben sei *nichts anderes* als die Summe biochemischer Vorgänge und also mit ihnen identisch, verabsolutiert die Perspektive der empirischen Wissenschaften, versieht sie mit ausschließlicher Deutungshoheit und überfordert sie damit notorisch, auch zu ihrem eigenen Schaden. Sie kann nur um den Preis aufrechterhalten werden, dass wesentliche Phänomene des Lebendigen aus dem Blick geraten.

Zunächst einmal wird man zu unterscheiden haben zwischen den Gestalten des Lebens, wie wir sie vorfinden, und zwischen ihrer Entstehung. In der Tat scheint es mir auch von theologisch-philosophischer Seite schlechterdings nicht zu leugnen, dass Lebewesen in ihrer jetzigen Form auch künstlich nachgebaut und manipuliert werden können. Wenn es Venter gelingt, aus einem Mix von Nucleotiden eine komplette DNS zusammenzusetzen, diese dann in eine Zelle einzubringen und aktiv zu machen, hat er tatsächlich Leben durch technische Prozesse erzeugt – zwar nicht aus dem Nichts und nicht nach eigenem Entwurf, aber doch aus zunächst unbelebtem Material. Ebenso gilt, dass, wenn irgendein skrupelloser Wissenschaftler einen menschlichen Klon erzeugen und zur Lebensfähigkeit bringen würde – quod Deus bene vertat –, auch dieser als ein volles menschliches Wesen mit Menschenwürde und Menschenrechten und in theologischer Perspektive als ein Kind Gottes anzusehen wäre. Es ist in der Tat wohl nichts „Übernatürliches“ im Spiel, wenn es rein um die biologische Funktionalität von Lebewesen geht.

Zweierlei ist damit jedoch noch nicht gesagt. Erstens haben wir damit nicht Leben in einem strengen Sinn „geschaffen“. Allenfalls haben Menschen, die selber Lebewesen sind, nach Maßgabe bestimmter Zusammenhänge, die das Leben auf diesem Planeten völlig unabhängig von unserem technischen Handeln hervorgebracht hat und ohne die unser technisches Handeln völlig orientierungs- und wirkungslos wäre, schon vorhandenes Leben nachgestaltet und in ganz engen Grenzen sich diese vorhandenen Zusammenhänge des Lebens zunutze gemacht. Leben, so können wir festhalten, kommt immer nur durch und von Leben, es kann nicht schlechthin zusammenhangslos ins Werk gesetzt werden. Und zweitens ist damit noch nicht gesagt, dass wir Lebewesen so herstellen und

sie in diesem Herstellungsprozess anhand eigener Zielvorgaben manipulieren und vermeintlich optimieren sollen. Den ersten der beiden Punkte erläutere ich im Sinne einer kleinen Phänomenologie des Lebens. Auf den zweiten Punkt komme ich zum Schluss zurück.

Wie Leben sozusagen authentisch aus dem Unbelebten entsteht und wohl auch nur entstehen kann, das führt uns die Evolution vor Augen. Nur an ihr können wir auch lernen und nachzubuchstabieren versuchen, wie Gott als Schöpfer seine Geschöpfe hat entstehen lassen. Bei der Evolution des Lebens auf unserem Planeten handelt es sich ja gerade nicht um einen Prozess herstellenden technischen Handelns, sondern um den Prozess einer allmählichen Entstehung aus ganz verhaltenen Anfängen durch Variation, Selektion und Differenzierung, durch die die überbordende Fülle von Lebensformen ins Dasein trat, die gleichursprünglich mit ihrer Entstehung ein ganzes Netz von komplexen Zusammenhängen und Interdependenzverhältnissen bilden. Das alles ist nicht Ausdruck eines herstellenden Handelns, durch das ein von vornherein feststehendes Projekt souverän ins Werk gesetzt würde.

In dieser Art der Entstehung des Lebens als eines natürlichen und beziehungsreichen Zusammenhangs zeigt sich vielmehr, dass das Phänomen des Lebens auf unserem Planeten durch einige Eigenschaften geprägt ist, die den reinen Funktionsbegriff, die Maschinenmetapher oder die Reduzierung auf die Biochemie übersteigen. Solche Eigenschaften lassen sich eben nicht aus naturwissenschaftlicher, empirisch durch Experiment und quantifizierbare Messungen kontrollierter Beobachtung gewinnen. Es handelt sich nicht um quantifizierbare, aus Beobachtung in Protokollsätzen objektivierbare und durch technische Eingriffe manipulierbare Eigenschaften, sondern um qualitative Phänomene, die uns vor allen Dingen aus unserer eigenen Selbsterfahrung als Lebewesen und unserem Umgang miteinander und mit anderen Lebewesen vertraut sind. Einige dieser Phänomene möchte ich anführen:

1. *Lebewesen sind nicht mechanische, sondern organische Wesen.* Schon Immanuel Kant hat darauf hingewiesen, dass ein Organismus „als *organisiertes* und *sich selbst organisierendes Wesen*“¹³ zu verstehen ist, bei dem im Gegensatz zu einer Maschine „die Teile desselben sich dadurch zur Einheit eines Ganzen verbinden, dass sie von einander wechselseitig Ursache und Wirkung ihrer Form sind“¹⁴. Nur unter dieser Voraussetzung, dass die Natur sich zu solchen funktionalen Gestalten selbst organisieren kann, die eine eigene Einheit bilden und bei denen Teil und Ganzes einander wechselseitig bestimmen, kann die Zweckmäßigkeit des Organismus als so genannter Naturzweck begriffen werden, der aus der Natur herausgewachsen und ihr nicht von außen auferlegt ist. Ein solcher Naturzweck ist nämlich nicht „als Produkt der *Kunst*“, also der Kunstfertigkeit eines technischen Verstandes anzusehen, sondern als etwas, das „*von sich selbst*

¹³ Kant, Kritik der Urteilskraft B 292.

¹⁴ Kant, Kritik der Urteilskraft B 291.

[...] *Ursache und Wirkung ist*.¹⁵ Dann aber ist die Maschinenmetapher unangemessen: „Ein organisiertes Wesen ist also nicht bloß Maschine: denn die hat lediglich *bewegende* Kraft; sondern sie besitzt in sich *bildende* Kraft“¹⁶. Ein Naturzweck ist mehr als eine bloß zufällige Gerichtetheit, die auch aus mechanischen Zusammenhängen resultieren könnte, zugleich aber weniger als ein vorgegebener Vernunftzweck, wie dies bei einer durch einen Handwerker konstruierten Maschine der Fall wäre, die dieser auf einen durch ihn festgelegten Zweck hin konstruiert. Er ist vielmehr Resultat eines natürlichen Bildungsprozesses. Selbstorganisierten Organismen kommen deshalb nach Kant auch Eigenschaften zu wie Selbsterhaltung und Selbstreproduktion. In diesen Begriffen wie in dem der Selbstorganisation steckt die unhintergehbare Vorstellung, dass durch diese Prozesse so etwas wie ein Selbst, ein individuelles Wesen gebildet wird, das nicht einfach die Summe seiner Teile ist, sondern für ein Ganzes steht.

2. Aus der Einsicht, dass Lebewesen immer organisierte und sich selbst organisierende Wesen sind, folgt mein zweiter Punkt. *Leben, das nicht gebildet wird, sondern sich bildet, ist um seiner selbst willen da und kann nicht darauf reduziert werden, zu einem ihm äußeren Zweck da zu sein.* Aus der Selbstorganisation von organischer Materie entstehen also Einheiten, die so etwas wie Willenszentren bilden. Der Philosoph Hans Jonas hat eindrücklich auf die erstaunliche Tatsache hingewiesen, dass Leben entschieden ungleichgültig ist gegenüber der eigenen Existenz: Leben will leben. Es verfolgt sich selbst als sein eigener Zweck. „Leben ist Selbstzweck, d. h. aktiv sich wollender und verfolgender Zweck.“¹⁷ Das lässt sich von keiner Maschine sagen.

3. *Wenn Leben um seiner selbst willen da und sich selber Zweck ist, dann ist darin das Phänomen höherer Lebewesen begründet, das wir Lebensfreude nennen.* Lebewesen, die nicht einfach nur vorhanden sind, sondern leben wollen und die in ihren höheren Formen Freiheitsgrade des eigenen Handelns gewonnen haben, bejahen sich in ihrem Leben selbst. Sie leben nicht, weil sie leben müssen, sondern weil es gut ist zu leben. Damit tragen wir zwar schon einiges aus unserer eigenen qualitativen Lebenserfahrung in die Beschreibung der Lebewesen hinein. Doch auch empirisch forschende Biologen, die sich mit dem Verhalten höherer Lebewesen beschäftigen und dies beschreiben, werden dabei kaum umhin kommen, den Lebewesen Absichten zuzuschreiben, die nicht nur auf direkte Ziele wie Nahrungserwerb und andere Triebbefriedigungen ausgerichtet sind, sondern so etwas wie Genuss und Freude, aber auch Schmerz und Enttäuschung mit umfassen, mit denen sich Lebewesen zu sich selbst verhalten und ihr eigenes Dasein bejahen.

4. Auf einen anderen Aspekt des Lebens habe ich schon hingewiesen: *Leben ist Vielfalt.* Während im Allgemeinen eine Maschine der anderen gleicht, denn signifikante Unterschiede würden die Funktionalität gefährden und damit die

¹⁵ Kant, Kritik der Urteilskraft B 286.

¹⁶ Kant, Kritik der Urteilskraft B 292f.

¹⁷ Hans Jonas, *Materie, Geist und Schöpfung*, Frankfurt/M. 1988, 22f.

Erreichung des Zwecks, für den die Maschine konstruiert ist, gibt es im Reich des Lebendigen eine Fülle von unterschiedlichen Gestalten. Das Leben ist bunt, im wahrsten Sinne des Wortes. Und es differenziert sich aus und schafft gerade durch die Fülle der Gestalten immer neue Lebensmöglichkeiten. Arten kooperieren und konkurrieren, sind einander Jäger und Beute. Die eine Art lebt von den Stoffwechselprodukten der anderen, die nächste sorgt für die Verteilung von Pflanzensamen anderer Arten usw. usw. Es entstehen Ökosysteme, Lebensräume werden erschlossen, Techniken von Schwimmen, Fliegen, Jagen, Graben u. v. a. m. werden entwickelt. Früh haben sich Geschlechter ausdifferenziert. Individuen schließen sich zusammen zu Paaren, Rudeln, Herden und Schwärmen, entwickeln soziale Verhaltensformen. Und im Falle des Menschen bilden sich über sein soziales Verhalten Kommunikationsformen, vor allem die Sprache aus, es entstehen Kunst und Musik, Städtebau und Landwirtschaft, Religion und Wissenschaft. Leben ist Vielfalt und Leben ist Gemeinschaft. Alle höheren Lebewesen leben, wie Albert Schweitzer dies formuliert hat, inmitten von Leben, das leben will. Ohne diesen Formenreichtum und die vielfältigen Wechselbeziehungen über reine Funktionalität hinaus ist Leben nicht das, was es ist. Und es ist bezeichnend, dass Venter bei seinem Zugang zum Design technisch manipulierbarer Lebensformen mit dem Ansatz eines „minimal genome project“ begonnen hat, das Komplexität und Vielfalt gerade zu reduzieren sucht, um es dann den eigenen Zwecken unterordnen zu können.

5. *Leben verdankt sich immer anderem Leben.* Schon die ersten Forscher der frühen Neuzeit, die mit dem gerade entwickelten Mikroskop die Kleinstlebewesen untersuchten, entdeckten, dass es auch bei Insekten, Würmern und anderen Lebewesen, von denen die Antike angenommen hatte, dass sie aus bestimmten Materialien spontan entstünden, keine Urzeugung gibt. *Omne vivum e vivo*: alles Leben kommt immer schon von anderem Leben her, so lautete der daraus abgeleitete Grundsatz. Und auch die Einsichten der Evolutionstheorie, die eine natürliche Entwicklung von unbelebter zu lebender Materie nahe legen, haben nur wenig an diesem Grundsatz geändert. Der Übergang von ersten komplexen, aber noch nicht lebenden organischen Molekülen und Replikationszyklen hin zu ersten organischen Einheiten vollzieht sich in einer bisher kaum geklärten Grauzone. Doch sobald erste lebende Strukturen entstanden waren, übernahm sozusagen das Leben selbst die Regie. Seitdem wird das Leben nicht ständig neu erfunden, sondern weitergegeben: *omne vivum e vivo*. Und dieser Prozess der Weitergabe ist zugleich der Prozess der Weiterentwicklung und Ausdifferenzierung des Lebendigen. Leben also verdankt sich immer anderem Leben. Lebewesen werden nicht hergestellt und in Gang gesetzt, bis sie dann kaputt gehen, Lebewesen werden geboren, sie wachsen, streben und mehrten sich, bis sie dann sterben. Sie empfangen ihr Leben als Gabe, sie geben es weiter, und ihr Leben vergeht wieder. Ein solches nicht hergestelltes, sondern sich anderem verdankendes Leben ist Gabe und Geschenk und auf diese Weise eingebettet in den Beziehungsreichtum des Lebens. Es ist zum anderen aber, weil es sich nicht selbst

macht und weil es von keinem Techniker hergestellt und gewartet wird, immer auch gefährdet.

Sollen wir tun, was wir können?

Mit dieser Phänomenologie des Lebens steht jede Biotechnologie, die meint, Leben „designen“ und den eigenen Zwecken nutzbar machen zu können, in Spannung. Zwar können wir nun, da Leben vorhanden und von uns in manchen Aspekten seiner Funktionalität verstanden ist, es auch rekonstruieren, manipulieren und in Grenzen korrigieren, z. B. durch medizinische Technik. Doch vor dem Hintergrund der vorgeführten Phänomenologie des Lebens stellt sich die Frage, ob es klug ist, dieses unbeschränkt, unbedingt und orientiert allein an technischen Imperativen zu tun, oder ob sich Kriterien finden lassen, die uns hier zu Vorsicht mahnen.

Um das an einem Beispiel zu verdeutlichen: Wir sprechen immer noch davon, dass wir unsere Kinder „empfangen“ und nicht einfach machen. Kinder sind gezeugt, nicht hergestellt. Sie sind nicht unsere Produkte, und deshalb sollen und können wir sie nicht unseren Zwecken verfügbar machen. Doch gilt dies vor dem Hintergrund der neuen Biotechnologie nur noch bedingt. Wir können jedenfalls schon seit einiger Zeit die Empfängnis von Kindern regulieren. Und wir können, seit kürzerer Zeit, die Empfängnis auch künstlich vornehmen und gegen natürliche Beschränkungen und über sie hinaus betreiben. Und wir können diesen Prozess im Prinzip auch eigenen Kriterien und Zielsetzungen unterwerfen, ja wir müssen es bis zu einem bestimmten Grad auch. Wird sich in Zukunft die einstmals kategorische Grenze zwischen Zeugen und Produzieren verwischen? Und welche Konsequenzen hat das für alle an diesem Prozess Beteiligten? Wie fühlt sich z. B. ein Kind, das von einer 64-Jährigen zur Erfüllung von deren Lebenssinn durch Ei-Spende und künstliche Befruchtung „produziert“ wurde? So geschehen im konkreten Fall einer deutschen Mutter, die Ende 2007 in einer Klinik in Aschaffenburg entband, nachdem sie sich zuvor in Spanien hatte behandeln lassen. Um auch nach ihrer Menopause schwanger werden zu können, musste sie sich einer Hormonbehandlung unterziehen und bekam dann ein in vitro befruchtetes Ei einer Ei-Spenderin eingesetzt. Das ist nur außerhalb Deutschlands möglich, und die betreffenden ausländischen Privatkliniken lassen sich diesen Aufwand teuer bezahlen. Dafür wird aber auch gründlich gearbeitet. Haar- und Hautfarbe, Augenfarbe, Blutgruppe, künstlerische Neigungen, musisches Talent – solche Eigenschaften wurden in diesem Fall mit den Eigenschaften der Mutter, die das Kind austragen und groß ziehen wollte, verglichen, damit ihr dann das Kind so weit wie möglich ähnelte. Auch wird eine Eizelle auf genetische Defekte und die Spenderin auf Infektionskrankheiten und Drogenkonsum hin untersucht. Schließlich geht es darum, mögliche problematische Spätfolgen so gering wie möglich zu halten. Denn manche Kinder, die auf künstlichem Weg

gezeugt werden, zeigen z. B. schon von vornherein ein erhöhtes Risiko, an Diabetes, Thrombose, Bluthochdruck u. a. zu erkranken.

Was bedeutet eine solche Schwangerschaft für das Kindsein des Kindes, das Elternsein der Eltern, wobei die biologische Elternschaft oft nur auf einen Elternteil zutrifft? Was bedeutet dies für die weitere Verwandtschaft, für Lehrerinnen und Lehrer, die die Persönlichkeit dieser Kinder mit entwickeln sollen, für Pfarrerinnen und Pfarrer, die solche Kinder taufen und an ihrer religiösen Begleitung beteiligt sind? Auf diese Frage gibt es keine eindeutigen und vollständigen Antworten. Es handelt sich hier um weite und offene Felder, in denen wir Orientierung und Kriterien allererst miteinander suchen müssen. Denn darauf weisen nach meiner Auffassung viele Naturwissenschaftler zu Recht hin, dass die Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Faktischen und dem Ethischen schwieriger geworden ist. Das Leben selbst, so sahen wir, zeigt sich uns als ein Werdeprozess, durch den sich im Verlauf von langen Zeiträumen durch das, was Darwin „natürliche Zuchtwahl“ genannt hatte, die jetzigen Lebensformen entwickelt haben. Und es gibt zunächst keinen in der Biologie selbst verankerten Grund, warum wir, nachdem wir zum Beispiel die seit Menschengedenken praktizierten Methoden der Tier- und Pflanzenzüchtung, aber auch die der therapeutischen Medizin genutzt haben, diese nun mit Hilfe der Biotechnik nicht auf neue Grundlagen stellen und wesentlich erweitern sollten. Es wäre eine Kulturleistung, die sich nicht von vornherein von anderen Kulturleistungen unterscheidet, bei denen wir natürliche Vorgänge für unsere Bedürfnisse nutzen. Die Biologie zeigt uns, was Leben auf diesem Planeten ist, wie es sich entwickelt hat und welches die biochemischen Bedingungen seiner Funktionalität sind. Darüber, was Leben sein und wie es weiter gehen soll, sagt uns die Biologie an sich nichts.

Auch ein vorgegebenes Humanum, eine für alle Menschen und für alle Zeiten verpflichtende Definition dessen, was den Menschen zum Menschen macht, steht uns nach meiner Auffassung nicht mehr zur Verfügung. Wir können aus den naturwissenschaftlichen Fakten allein und wohl selbst unter Zuhilfenahme des Lichtes der natürlichen Vernunft nicht allgemeingültig bestimmen, was den Menschen zum Menschen macht und wie wir von daher unser Leben in der Auseinandersetzung mit Krankheit und Tod und der Begrenztheit natürlicher Ressourcen gestalten sollen. Als evangelischer Theologe bin ich auch skeptisch gegenüber der Berufung auf irgendeine Art von empirisch fundiertem Naturrecht, ist doch auch auf katholischer Seite das Vertrauen in die normative Kraft der traditionellen Naturrechtskonzeption längst nicht mehr ungebrochen. Papst Benedikt XVI. hat noch als Kardinal Ratzinger erklärt, dass „dieses Instrument [...] leider stumpf geworden“ ist, weil die zentrale „Idee des Naturrechts“, nämlich dass „die Natur selbst vernünftig ist“, „mit dem Sieg der Evolutionstheorie zu Bruche gegangen“ sei.¹⁸

¹⁸ Kardinal J. Ratzinger, Was die Welt zusammenhält. Vorpolitische moralische Grundlagen eines freiheitlichen Staates, in: Jürgen Habermas / Joseph Ratzinger, Dialektik der Säkularisierung. Über Vernunft und Religion, Freiburg/Br. 2006, 39–60, 50f.

Deshalb halte ich auch nichts von der in manchen kirchlichen Kreisen und dabei auf protestantischer wie katholischer Seite üblichen Rhetorik in bioethischen Debatten, die die in vielem neue und schon allein deshalb zunächst aporetische und unübersichtliche Problemlage auf eindeutige Schwarz-Weiß-Alternativen reduzieren zu müssen meint. Wir sollten vielmehr versuchen, nahe an den Phänomenen, an den technischen Möglichkeiten, sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen und unseren Intuitionen von dem, was wir denn als zum unverlierbaren Kern des Menschlichen gehörig betrachten, zu bleiben und nach dem relativ Besseren zu suchen.

Durch meine Ausführungen dürfte deutlich geworden sein, dass Orientierung in diesen Fragen auf jeden Fall dann nicht gewonnen werden kann, wenn Leben auf einen biochemischen Prozess und auf seine bloße Funktionalität reduziert wird. Auch alle Hinweise auf die Bekämpfung von Krankheit und Leiden, auf das Aufhalten von körperlichem und geistigem Zerfall, auf die Möglichkeit, Umweltprobleme besser in den Griff zu bekommen, und was der Hinweise auf scheinbar selbstevidente Güter mehr sind, sie alle reichen nicht aus, wenn wir nicht klären können, wozu wir leben wollen, was denn ein gutes Leben ausmacht. Der Hinweis auf eine mögliche Steigerung von biologischer Fitness, von Intelligenz und Lebenszeit bleibt ungenügend, wenn wir nicht wissen, was wir denn mit ihnen qualitativ wirklich gewinnen und welchen Preis wir für sie zahlen müssen. Und es besteht die große Gefahr, dass die Eigendynamik des biotechnisch Möglichen in Verbindung mit den gewaltigen ökonomischen Interessen, die heute immer sofort mit im Spiel sind, an die Stelle der Klärung dieser Frage tritt. Wir dürfen den Sinn dafür nicht verlieren, dass das Leben mehr ist, als was wir herstellen und produzieren können, um überhaupt unsere öffentlichen Diskurse für diese Fragen offen halten zu können.

Das kann konkreter werden, wenn wir uns auf einige der Eigenschaften besinnen, die wir für Leben geltend gemacht haben. Lebewesen sind als organisierte Selbste zu verstehen, die sich selbst bejahen und ihr Leben als Selbstzweck verfolgen und dies eingebettet in den Zusammenhang des Lebens tun. Für den biotechnischen Umgang mit Lebewesen ergibt sich daraus das Kriterium, dass unser manipulatives Handeln dort seine Grenze findet, wo dieser Zusammenhang nachhaltig gestört wird und die Gefahr droht, dass der Beziehungsreichtum, die Vielfalt und das Lebensrecht rein technischen Imperativen unterworfen werden, die von uns Menschen gesetzt sind. Denn die Vorstellung, dass wir den Zusammenhang des Lebens durch ein einseitig funktional orientiertes technisches Handeln überbieten könnten („Leben 2.0“), ist durch nichts gerechtfertigt und widerspricht dem, was wir über die Entstehungsbedingungen natürlichen Lebens wissen. Es ist deshalb allein schon ein Gebot weltlicher Klugheit, von einem technisierten „Leben 2.0“ keine Überbietung oder gar Ablösung des natürlich entstandenen Lebens zu erwarten. Denn wann immer Menschen in der Geschichte die Natur ihrem manipulativen Handeln auf einsinnige Zwecke quantitativer Überbietung hin unterwarfen, sind mit den Möglichkeiten auch die Ge-

fahren und Risiken gewachsen. Man kann dies geradezu als einen kategorischen Imperativ menschlichen Handelns vor dem Hintergrund des Phänomens des Lebens formulieren: Handle stets so, dass die Maxime deines Handelns dem Beziehungsreichtum des Lebens, seiner Vielfalt und seiner Dynamik zugute kommt und sie nicht nachhaltig beschädigt.

Dies scheint mir auch die beste Rückversicherung dagegen zu sein, dass unser technisches Handeln zu sehr egoistischen Antrieben menschlichen Handelns ausgesetzt wird. Eine auf einsinnige Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge und Zielsetzungen zurechtgestutzte Natur ist anfällig für die Tendenzen, die auch Craig Venter als im Leben der Menschen höchst wirksame Faktoren identifiziert, wie z. B. Gier und Angst¹⁹. Die Gesetzmäßigkeiten technischen Handelns geraten ohnehin in immer gefährlichere Nähe zum Gesetz der globalisierten Ökonomie, dem immer mehr Bereiche menschlicher Existenz unterworfen werden. Das technisch Beherrschbare ist auch das ökonomisch Verwertbare. Und so ist es kein Wunder, wenn Craig Venter sich nicht nur sein Bakteriengenom, sondern auch gleich das ganze Synthese-Verfahren patentieren lassen will. Kritiker haben die Sorge geäußert, dass Venters Anspielungen auf die Computerwelt ihren Grund auch darin haben könnten, dass er mit der Erzeugung eines multifunktional beliebig erweiterbaren Bakteriums so etwas wie ein Bill Gates der Biotechnologie werden möchte, der das Monopol auf ein universales Betriebssystem besitzt.

Die vorgeführten Fragestellungen bündeln sich, wenn wir nicht nur den Zusammenhang des Lebens, sondern auch den sich diesem Zusammenhang verdankenden Menschen betrachten. Der Mensch ist nicht einfach als ein bejahtes und sich bejahendes Selbst vorhanden, sondern als eines, das als Gemeinschaftswesen auf sich selbst angesprochen ist und von daher vor sich, vor anderen und vor Gott nach sich selbst, seinem Woher und Wohin fragt und das seinen Lebenssinn gewinnen oder verfehlen kann. Craig Venter sieht die neue Biotechnologie als das Instrumentarium an, das auch auf diese Fragen nun nicht mehr religiös nebulöse, sondern wissenschaftlich eindeutige Antworten zu geben vermag. Er hat als erster Mensch sein eigenes vollständig sequenziertes Genom öffentlich zugänglich gemacht und ins Internet gestellt. Damit, so Venter, kann die Wissenschaft nun die Neugier des Menschen befriedigen, mit der er nach seiner Herkunft fragt, und er behauptet von sich in einem Interview: „Ich bin also der erste Mensch, der beginnen kann, einige dieser Fragen [des Menschen nach sich selbst] für sich selbst zu beantworten.“²⁰ Dazu gehört nicht nur die eher triviale Tatsache, dass er von seinem Vater ein höheres Risiko für Herzerkrankungen geerbt hat, er hofft auch darauf, bald in Bezug auf das eigene Verhalten, Persönlichkeit, Vorlieben und Abneigungen den Anteil unterscheiden zu können, der

¹⁹ „Nur zwei Sachen motivieren die Menschen, Gier und Angst.“ („Ein Wissenschaftler kann nicht an Gott glauben“ [wie Anm. 9], 105)

²⁰ „Ein Wissenschaftler kann nicht an Gott glauben“ (wie Anm. 9), 106.

aus seinen Genen ableitbar ist, von dem, der sich aus Umwelteinflüssen herleitet, und damit auch ein objektiviertes Selbstbild zu gewinnen.

Damit kann der Mensch die Frage nach sich selbst jedoch gerade nicht beantworten. Insofern er ein Gemeinschaftswesen ist, das sein Leben dem Beziehungsreichtum des Lebens verdankt, kann er sich die Antwort gerade nicht selbst geben oder gar erarbeiten, wie Venter suggeriert, der seinem „Leben durch gewisse Entscheidungen einen Sinn“ geben möchte. Denn ob ich in meinem Dasein und Sosein gewollt und bejaht bin, das müssen andere mir zu verstehen geben, darauf haben meine Gene keine Antwort. Hier sind Empfangen- und Geben-Können die relevanten Kriterien und nicht das, was ich auf der Basis meiner Gene bin und eventuell noch aus mir machen könnte. Dass ihr Leben bejaht ist, können sich Menschen nur sagen lassen, als Kinder von ihren Eltern, als Erwachsene von den Menschen, die man liebt und die einen lieben, und das erfahren sie dann am eindrucklichsten, wenn es ihnen gelingt, dies wiederum anderen mitzuteilen. Für den christlichen Glauben ist diese Struktur gegenseitiger Anerkennung ermöglicht durch und eingebettet in das Ja, das Gott zu den Menschen als seinen Kindern spricht. Dieses Ja verliert seine Kraft, wenn es abhängig gemacht wird von Leistungsfähigkeit und messbaren Qualitätsstandards biologischen Lebens. Es gewinnt vielmehr seine Kraft gerade dann, wenn wir auch das beschädigte Leben in dieses Ja mit einbeziehen können und unter uns die Einsicht wächst, dass gerade die Menschen, die nicht in der Fülle des Lebens stehen wie Kleinkinder, altersschwache Menschen oder Behinderte, „das Beste im Menschen [...] den eigentlichen Grund seiner Selbstachtung“ wecken und „auf diese Weise durch ihr Nehmen“ mehr „geben [...] als sie bekommen“.²¹ Und so scheint mir, dass wir mitunter mehr gegen problematische Tendenzen der Selbstüberhebung des Menschen ausrichten, wenn uns überzeugende Beispiele dafür gelingen, mit Krankheit, Behinderung, Verfall und Tod so umzugehen, dass sie von dem Ja, das Gott zu uns spricht, getragen werden. Damit kommen eine gründliche Wahrnehmung des Phänomens des Lebens, seine ebenso gründliche theologische Reflexion und das diakonisch-gesellschaftliche Handeln von Einzelnen, Gemeinden und Kirchen auf überzeugende Weise zusammen.

²¹ Robert Spaemann, *Personen. Versuche über den Unterschied von „etwas“ und „jemand“*, Stuttgart 1996, 261.